

Arbeitspapiere / Working Papers

Nr. 26

Thomas Bierschenk

**Staat und Nation im postkolonialen Afrika:
Ein Forschungsprogramm**

2003



The Working Papers are edited by

Institut für Ethnologie und Afrikastudien, Johannes Gutenberg-Universität,
Forum 6, D-55099 Mainz, Germany.

Tel. +49-6131-392.3720, Email: ifeas@mail.uni-mainz.de;

<http://www.uni-mainz.de/~ifeas>

Geschäftsführender Herausgeber/ Managing Editor:

Thomas Bierschenk (biersche@mail.uni-mainz.de)

Staat und Nation im postkolonialen Afrika: Ein Forschungsprogramm

Thomas Bierschenk

17.6.2003

Zusammenfassung

Die Fragilität afrikanischer Staaten wird oft darauf zurückgeführt, dass diese Staaten "künstlich geschaffen" worden seien. Daher seien in ihnen primordiale, insbesondere ethnische, Identitäten vorherrschend, die das Entstehen eines ("natürlich gewachsenen") Nationalgefühl verhinderten. Diesem Argument unterliegt die Vorstellung von der Vorgängigkeit der Nation vor dem (National-)Staat, wie sie in Deutschland seit Herder weit verbreitet ist. Allerdings hat die neuere historische Forschung gezeigt, dass in einem gewissen Sinne Nationen immer "Willensnationen" sind. Sie sind das Produkt bewusster Strategien von politischen Eliten und bedürfen zu ihrer Entwicklung eines funktionierenden Staates und staatlicher Institutionen wie z. B. der Schule. In einer solchen konstruktivistischen Perspektive verliert der "afrikanische Fall" seinen Sondercharakter, und die Verursachungsverhältnisse drehen sich um: Nicht das mangelnde Nationalgefühl erklärt die Fragilität afrikanischer Staaten, sondern die mangelnden Steuerungs- und Regelungskapazitäten afrikanischer Staaten erschweren das Entstehen von nationalen Identitäten, ohne sie jedoch völlig zu verhindern: In vielen Staaten Afrikas haben sich mittlerweile distinkte nationale Alltagskulturen ausgebildet, die sich von denen der Nachbarländer unterscheiden.

Afrikanische Staaten, so heißt es häufig, seien "künstlich geschaffen": ihre politischen Grenzen entsprächen keinen gewachsenen kulturellen Scheidelinien. Diese künstlichen politischen Grenzen umschließen daher keine gewachsenen Nationen mit einer einheitlichen Kultur, sondern "Stämme", die in der Kolonialzeit durch die imperialen Interessen der Kolonialmächte zusammengewürfelt worden seien. Diesen unterschiedlichen Stämmen oder, wie wir heute lieber sagen, Ethnien sei in der Kolonialzeit ein Staatsapparat gleichsam übergestülpt worden. Da dieser Staatsapparat keinerlei lokalen Traditionen entsprach, habe sich an ihn auch keine Identifikation heften können. Die nationale Identität seiner Bewohner sei daher bis heute schwach entwickelt. Vorherrschend seien vielmehr sogenannte primordiale Identifizierungen, mit Familie, Klan oder Ethnie. Weil somit der, ohnehin künstlich geschaffene, Staat nicht durch ein starkes Nationalbewusstsein abgestützt werde, sei er schwach und könne weder seine Sicherheits- und Ordnungsfunktionen, noch seine Entwicklungsaufgaben erfüllen. Die Folge sind weitverbreiteter Hunger und Bürgerkriege – die oft als Stammesfehden apostrophiert werden. Es sind diese beiden Themen von Hunger und Bürgerkrieg, die das Afrikabild in unseren Medien und in unseren Köpfen weitgehend beherrschen.

Diese Argumentation, die ich hier absichtlich etwas überzeichne, beruht auf der Vorstellung von der Vorgängigkeit der Nation vor dem Nationalstaat, wie sie im 18. und 19. Jahrhundert vor allem von deutschen Denkern formuliert wurde. Diese Vorstellung konstruiert die Ent-

wicklungsreihe Nation – Nationalismus – Nationalstaat als historischen Normalfall: eine bereits existierende, und in gewissem Sinne immer schon existierende, Nation, die sich durch eine gemeinsame Geschichte, eine gemeinsame Kultur und vor allem eine gemeinsame Sprache auszeichnet und von anderen Nationen abgrenzt, wird sich irgendwann im Laufe der Geschichte ihrer Eigenart bewusst. Die Nation "erwacht" gleichsam, oder, noch poetischer ausgedrückt, sie wird, wie Dornröschen "wachgeküsst", nämlich von den nationalbewussten Intellektuellen. Und schließlich organisiert sich die Nation in einem eigenen Staat, dem Nationalstaat.

Die neuere historische Nationalismusforschung hat in der Zwischenzeit diese naturalisierende Perspektive aufgegeben. Der konstruktivistische Ansatz der neueren Forschung dreht die Entwicklungsreihe um. Die Abfolge lautet nunmehr: Nationalismus – Nationalstaat – Nation. Der Nationalismus ist ursprünglich eine Bewegung konkret identifizierbarer, meist nicht sehr umfangreicher sozialer Trägergruppen. Er vertritt ein politisches Programm, nämlich die Schaffung eines "Nationalstaates". Erst dieser Nationalstaat produziert die Nation. In dieser Perspektive ist der oft postulierte Gegensatz von Staatsnation und Kulturnation aufgehoben: Nationen sind in einem gewissen Sinne immer "Willensnationen". Sie sind das Produkt bewusster Strategien politischer und intellektueller Eliten. Sie bedürfen zu ihrer Entwicklung eines funktionierenden Staates, funktionierender Institutionen wie zum Beispiel der Schule, und eines ausgefeilten, bewusst konstruierten Symbolsystems, von der Flagge über den Nationalfeiertag bis zur Erfindung von protonationalen Helden à la Herrmann der Cherusker. Ohne Staat, so heißt es prononciert beispielsweise bei Karl Deutsch, keine Nation. Oder wie es der amerikanische Historiker Ungarns, Ignotus, ausdrückt: "*A nation is born when a few people decide that it should be*" (zitiert nach Anderson 1983: 71 Fn. 17). Die neuere Nationalismusforschung, so können wir festhalten, ist somit nicht nur konstruktivistisch, sondern auch eliten- und staatszentriert

Wendet man eine solche konstruktivistische und elitenorientierte Perspektive, wie sie von Historikern zunächst in Hinblick auf Europa entwickelt wurde, auf Afrika an, dann verliert der afrikanische Fall seinen Sondercharakter. Auch in Afrika war die Entstehung von unabhängigen Nationalstaaten das politische Ziel von politisch-administrativen und intellektuellen Eliten. Dieses Ziel war in Afrika um 1960 weitgehend erreicht. Es folgte die Phase des sogenannten "*nation-building*". Die Schaffung nationaler Integration und die Produktion nationaler Identität bedienten und bedienen sich in Afrika des gleichen institutionellen und

symbolischen Instrumentariums wie auch anderswo. Zu erklären wäre allerdings, warum dieses Instrumentarium möglicherweise in vielen afrikanischen Staaten weniger effektiv war als anderswo. Ich betone dabei die Einschränkung "möglicherweise": wie misst man vergleichend "nationale Identität" oder "Nationalgefühl"? Auf jeden Fall scheint es mir plausibel, gegenüber der eingangs zitierten Interpretation: "schwaches Nationalgefühl führt zu schwachem Staat", die Verursachungsverhältnisse umzudrehen und folgende **erste Arbeitshypothese** zu formulieren: "Da viele afrikanische Staaten nur schwache Steuerungs- und Regelungskapazitäten und damit eine nur relativ schwache Legitimationsbasis haben, bieten sie auch nur einen suboptimalen Rahmen für das Entstehen starker nationaler Identifizierungen." Pointiert gesagt: nicht ein schwach entwickeltes Nationalgefühl ist ursächlich für die Schwäche afrikanischer Staaten, sondern umgekehrt. Die Schwäche afrikanischer Staaten lässt Nationalgefühl nur in Ansätzen aufkommen. Dies bedeutet jedoch nicht das völlige Fehlen nationaler Identitäten, und damit komme ich jetzt zu meiner **zweiten Hypothese**: "In vielen Staaten Afrikas haben sich mittlerweile distinkte nationale Kulturen ausgebildet, die sich von denen der Nachbarländer unterscheiden." Diese Nationalkulturen äußern sich in politischen Praktiken, Vernetzungen der Eliten, einer geteilten nationalen Symbolik, einer distinkten nationalen Literatur und Musik, aber auch im Bereich der Alltagskultur, in Eßgewohnheiten, Kleidungs-codes, Sprechweisen.

Ich betone den Begriff "Hypothesen". Die Vorbereitung dieses Vortrages bereitete mir nämlich eine Überraschung: anders als zu europäischen Ländern oder zu den USA gibt es zu Afrika praktisch keine breite und aktuelle empirische Nationalismusforschung. Ich bin bei der Vorbereitung auf ein neues, bisher wenig bearbeitetes und faszinierendes Forschungsfeld gestoßen. Das hängt natürlich vor allem damit zusammen, dass es zu Afrika überhaupt wenig empirische Forschung gibt. Mit der Geschichte etwa des Kontinents südlich der Sahara, mit dem sogenannten "Schwarzafrika" mit seinen über 30 Staaten und 500 Millionen Einwohnern, beschäftigen sich in Deutschland ganze drei Lehrstühle. Mit den dortigen aktuellen Verhältnissen beschäftigen sich bloße zwei Professuren für Politikwissenschaften und weitere drei für Entwicklungssoziologie – um nur die Wissenschaften zu nennen, innerhalb derer zu Europa Nationalismusforschung betrieben wird. Und ein Vortrag zu Nationalismus in Afrika hat dann typischerweise auch "Afrika" im Titel, nicht Malawi oder Nigeria, in der selbstverständlichen Annahme, dass man zwar präzise zwischen dem, sagen wir finnischen und schweizerischen Nationalismus unterscheiden müsse, dass aber für Afrika kontinentweite Generalisierungen angemessen seien. Ich betone das hier nur deshalb, damit sie nicht zu viel von

mir erwarten. Ich bin in meiner Forschungstätigkeit natürlich kein "Spezialist für Afrika" – das wäre ein Oxymoron. Ich bin vielmehr Spezialist für die Republik Bénin, das frühere Dahomey, ein westafrikanisches Land mit etwa 6 Millionen Einwohnern und etwa halb so groß wie die alte Bundesrepublik. Deshalb werden auch viele meiner Beispiele aus Benin stammen. In einer Typologie afrikanischer Staaten, die von funktionierenden Demokratien bis zu völligem Staatsverfall reicht, gehört Benin zur ersten Kategorie. Es wird oft als afrikanischer Modellfall einer friedlichen Transition von einer marxistisch-leninistischen Diktatur zur pluralistischen Demokratie zitiert. Der relative Optimismus meiner folgenden Ausführungen erklärt sich wahrscheinlich nicht zuletzt aus dieser meiner spezifischen empirischen Verortung. Ein Spezialist zu, sagen wir, Sudan oder Liberia würde sich wahrscheinlich etwas pessimistischer anhören. Aber auch in bezug auf Benin habe ich mich nicht systematisch mit Nationalismus und nationaler Identität an sich beschäftigt, sondern mit dem Funktionieren von Einzelaspekten des Béniner Staates. Ich kann hier also nicht in einem strengen Sinne einen aktuellen Forschungsstand präsentieren. Ich kann vielmehr nur einige Arbeitsthesen entwickeln, die in der Mehrzahl erst noch durch empirische Forschung überprüft werden müssten.

Ich möchte in meinem Vortrag folgendermaßen vorgehen. Ich werde in einem ersten Teil einige Ergebnisse der vergleichenden Nationalismusforschung referieren. Ich werde mich dabei vor allem auf Benedict Anderson stützen. Dessen Buch aus dem Jahre 1983 über Nationen als "*Imagined communities*" als vorgestellte Gemeinschaften, stellt den immer noch umfassendsten Versuch dar, Nationalismus nicht aus einer europäisch begrenzten, sondern aus einer global vergleichenden Perspektive zu analysieren. Dies werde ich ergänzen durch einige Beobachtungen zur Sozialgeschichte der Nation in Frankreich, ein Fall, der bei Anderson merkwürdigerweise nicht behandelt wird. Dem werden sich zweitens Ausführungen anschließen zum "offiziellen Nationalismus" – ein Begriff, den ich von Anderson übernehme – afrikanischer Unabhängigkeitsbewegungen und unabhängiger afrikanischer Staaten. Ich werde dann drittens einige Beobachtungen zur Entstehung von nationalen Alltagskulturen in afrikanischen Staaten anschließen, und viertens ein Fazit ziehen.

i. Ursprünge und Verbreitung des Nationalismus: Eine international vergleichende Perspektive (Perry Anderson's "*Imagined Communities*")

Für Perry Anderson, einen Historiker Südostasiens, ist die Entwicklung des neuzeitlichen Nationalismus untrennbar mit der Entwicklung der kapitalistischen Druckindustrie, gedruckter

Standardsprachen und des Zeitungswesens verbunden. Dadurch entstanden die von Karl Deutsch beschworenen einheitlichen, großräumigen Kommunikationsräume, in denen die vielen Hunderttausend oder Millionen anderen Leser, obwohl persönlich unbekannt, als Mitglieder einer imaginierten Gemeinschaft gedacht werden können, eine Gemeinschaft, die sich sozusagen im Gleichschritt durch die Zeit bewegt. Weltgeschichtlich gesehen, entwickelte sich der Nationalismus in vier großen historischen Phasen: erstens dem Kreolnationalismus Nord- und Südamerikas, zweitens dem Sprachnationalismus des Europa des frühen 19. Jahrhunderts, drittens dem offiziellen Nationalismus der europäischen Reiche im späten 19. Jahrhundert, und viertens dem antikolonialen Nationalismus Asiens und Afrikas im 20. Jahrhundert.

Nationalismus und Nationalstaat sind für Anderson modulare Phänomene: war das Modell einmal entwickelt, konnte es sozusagen exportiert werden, und im Laufe seiner weltweiten Verbreitung schaffte es dann auch dort einen Zwang zu seiner Einführung, wo dieser vorher nicht gefühlt worden war. Gleichzeitig unterlag das Modell im Zuge seiner Verbreitung auch fortwährenden Modifikationen: die Erfahrungen vorhergehender historischer Phasen wurden immer von neuem in das Modell eingearbeitet.

Anders als es die eurozentristische Perspektive will, die uns aus dem Geschichtsunterricht vertraut ist, sieht Anderson die erste wirksame Manifestierung von Nationalismus nicht in Europa, sondern in den spanischen, portugiesischen und britischen Kolonien der beiden Amerikas. Der frühe amerikanische Nationalismus beruhte weder auf linguistischer Differenzierung, noch hatte er die populistische Dimension der späteren europäischen nationalistischen Bewegungen. Die Sprache differenzierte die Kolonien nicht von ihrem Mutterland. Sie war somit für die Unabhängigkeitsbewegungen kein Kristallisationspunkt kollektiver Identitäten. Die Unabhängigkeitsbewegungen wurden von kolonialen Eliten von Grundeigentümern, Kaufleuten und wenigen Angehörigen freier Berufe getragen, die europäischer Abstammung, aber in den Kolonien geboren waren. Entscheidend für das Verlangen nach Unabhängigkeit waren die Beschränkungen der Zirkulationsräume, die diesen Kreolen von den Mutterländern aufgelegt wurden: die Karrieren der kolonialen Verwaltungseliten waren auf die jeweilige Kolonie selbst beschränkt, die Wirtschaftsbeziehungen der Kolonien waren auf die Mutterländer ausgerichtet. Unterstützt durch das Entstehen einer kolonialen Presse, wurden somit die einzelnen Kolonien zu realen Kommunikationsräumen im Deutschen Sinne.

Der europäische Nationalismus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war also ein von außen übernommenes Modell. In Europa wurde das Modell jedoch modifiziert. Der europäische Nationalismus des frühen 19. Jahrhunderts ähnelte dem amerikanischen Kreolnationalismus insofern, als auch er zunächst das Projekt einer zahlenmäßig eng begrenzten Elite war. Der Historiker Hans-Ulrich Wehler schätzt die "frühe deutsche Nationalgemeinde" auf "einige Hundert Gymnasiallehrer und Professoren, dazu einige Hundert Studenten und Burschenschaftler" (Wehler 1994: 168). Zu ihr gehörten zwar auch Beamte, doch im Vergleich zu den Amerikas spielten in Europa Intellektuelle, vor allem Sprachwissenschaftler, eine wesentlich größere Rolle. Der intellektuelle Nationalismus unterschied sich von dem amerikanischen Kreolnationalismus daher erstens durch seine Betonung der Sprache als Fokus kollektiver Identität. Sprachen wurden als so etwas wie das exklusive Eigentum von Völkern angesehen: "Jedes Volk...", schrieb Herder, "hat seine Sprache." In der Folge wurden viele der uns heute als selbstverständlich existierend erscheinenden europäischen Schriftsprachen, zum Beispiel Finnisch, Bulgarisch, Norwegisch, überhaupt erst geschaffen. Zweitens unterschied sich der europäische Intellektuellennationalismus vom amerikanischen Kreolnationalismus durch seinen Populismus: er entwickelte sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zu einer Massenbewegung. Voraussetzung dafür war die deutliche Verbesserung der Kommunikationsverhältnisse, die Ausweitung der Staatstätigkeit, die Entstehung einer umfangreichen literaten bürokratischen Mittelklasse, die parallel zueinander die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts kennzeichneten. Vor diesem Hintergrund entsteht die Symbiose von Nationalismus und modernem Staat: "der Nationalismus verspricht... dem modernen Staat, das gesamte Staatsgebiet von der Zentrale aus bis an die Peripherie im Namen der Nation zu durchdringen und jedermann in Anspruch zu nehmen können: als Schüler, als Steuerzahler, als Soldat" (Wehler 1994: 166). Aus der Sicht der einzelnen Staatsbürger erhalten diese Ansprüche des Staates ihre Legitimität dadurch, dass ihnen auch Leistungen des Staates gegenüberstehen: die Sicherung von Recht und Ordnung, die Bereitstellung von Infrastruktur, später die Gewährleistung von sozialer Sicherheit. Es ist dieser Zusammenhang von Leistung und Gegenleistung, der der Idee von der Nation als einer "Gemeinschaft" ihre Plausibilität verleiht. Wir werden später sehen, dass hiermit einer der neuralgischen Punkte der nationalen Integration afrikanischer Gesellschaften angesprochen ist.

Der linguistisch fokussierte Intellektuellennationalismus des frühen 19. Jahrhunderts schuf ein Problem, das bis heute zu Konflikten führt: die Grenzen politischer Einheiten und die

Verbreitung von Drucksprachen fielen und fallen oft nicht zusammen. Für dieses Problem boten und bieten sich zwei Lösungen an: entweder konnte die gemeinsame Verwendung einer Drucksprache als Basis für den Versuch verwandt werden, auf ihr eine politische Einheit, einen Staat, zu errichten. Dies war das Programm der vielen Nationalismen Mittel- und Nordeuropas, die schließlich, meist zu Beginn des 20. Jahrhunderts, zur Gründung einer Reihe von "neuen" europäischen Staaten führte. Die andere Lösung, die versucht wurde, war die Herstellung der linguistischen Einheit im Rahmen bestehender politischer Einheiten. Dafür verwendet Anderson den Begriff des "offiziellen Nationalismus", den er als typisch für die in der Regel mehrsprachigen dynastischen europäischen Reiche ansieht. Das prägnanteste Beispiel für offiziellen Nationalismus ist für ihn die Russifizierungspolitik im Zarenreich im späten 19. Jahrhundert: Zar Alexander III, der von 1881 bis 1894 regierte, war der erste Zar, der sich überhaupt als Russe sah. Aber auch im Vereinigten Königreich und im Deutschen Reich lassen sich vergleichbare Phänomene beobachten. Dieser offizielle Nationalismus der europäischen dynastischen Reihe ist eine Reaktion auf den vorhergehenden Intellektuellen- und populistischen Nationalismus. Dieser hatte die dynastischen Reiche Europas unter Legitimitäts- und Modernisierungsdruck gesetzt.

Die Mittel dieses offiziellen Nationalismus waren die allgemeine Schulpflicht und die Verwendung einer nationalen Unterrichtssprache, staatliche nationalistische Propaganda, die nationalistische Umdeutung der Geschichte und die ständige diskursive und symbolische Gleichsetzung von Dynastie und Nation.

An dieser Stelle müssen die Ausführungen von Anderson nach meiner Auffassung leicht modifiziert werden. In seinem Vergleich verschiedener historischer Fälle von Nationalismus klafft nämlich eine bemerkenswerte Lücke: es fehlt bei ihm Frankreich, dessen nationale Integration Anderson anscheinend als unproblematisch ansah. Er kannte offensichtlich nicht die einige Jahre zuvor von dem amerikanischen Historiker Eugen Weber verfasste, monumentale Studie über die Modernisierung des ländlichen Frankreichs nach 1870. In dieser Studie vertritt Weber die These – die er an unzähligen Beispielen belegt –, dass eine distinkt nationale französische Identität zwar als politisches Programm in der Französischen Revolution postuliert wurde. Zu seiner Verwirklichung benötigte dieses Programm jedoch über 100 Jahre. Wie es eine überkommene Idee will, war Frankreich tatsächlich eine "Staatsnation". Aber die Nation wurde durch den Staat nicht in einem einzigen revolutionären Akt geschaffen. Die Große Französische Revolution und Napoleon stellten die verwaltungsmäßige Einheitlichkeit, die

politische Nation, her. Die kulturelle Vereinheitlichung vollzog sich erst im Rahmen dieser Verwaltungseinheit und benötigte über 100 Jahre; durchgesetzt war sie eigentlich erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts und vollendete sich durch den und im Ersten Weltkrieg.

Bis in das späte 19. Jahrhundert hinein war Frankreich nämlich in kultureller Hinsicht sehr viel heterogener, als es die Nationalgeschichtsschreibung vor Weber wahrhaben wollte. Es war ein kultureller Flickenteppich von mannigfaltigen Lokalkulturen und bäuerlichen Gemeinschaften, die in der Regel nur eine sehr vage Idee davon hatten, dass sie zu einer einzigen Nation gehörten. Das soll hier nur kurz an einem einzigen Beispiel demonstriert werden, der frappierenden linguistischen Vielfalt. Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts blieb Französisch die Sprache der Eliten, der Städte und des Nordens. Noch 1863 war – im Prinzip nicht anders als im Zarenreich -- für fast die Hälfte der Kinder zwischen 7 und 13 Jahren Französisch eine Fremdsprache, die sie nur mangelhaft oder meist gar nicht beherrschten; etwa 40 % der Kinder gingen nicht in die Schule. Die meisten dieser Kinder lebten in ländlichen Gebieten, und regional gesehen, südlich einer Linie, die von St. Malo nach Genf reichte. Ein entscheidender Wandel setzte erst unter der Dritten Republik unter dem Eindruck der Niederlage gegen Deutschland ein. Auslöser des Wandels waren die Schulgesetze der 1880er Jahre, unter anderem die Einführung der allgemeinen Schulpflicht im Jahre 1882. Diese Maßnahmen zeigten ab etwa 1900 ihre Wirkung. Die Wirkung der Grundschule als Vektor der kulturellen Vereinheitlichung basierte allerdings weniger auf der Einführung der Schulpflicht und der Abschaffung von Gebühren *per se*. Sie lag eher darin begründet, dass sie - zum einen - durch andere Maßnahmen abgestützt wurde. Deren wichtigste waren ein ambitioniertes Straßenbauprogramm, das die Verkehrsverhältnisse in der Republik entscheidend verbesserte, sowie die Einführung einer effektiven allgemeinen Wehrpflicht im Jahre 1889. (Zuvor beruhte die Wehrpflicht auf einem Lossystem und der Möglichkeit, einen Vertreter zu stellen – eine Regelung, die offensichtlich die Nation eher spaltete als integrierte.) Zum anderen, und das ist für Weber der entscheidende Gesichtspunkt, fing gegen Ende des 19. Jahrhunderts der Schulbesuch an, auch für Bauernkinder bzw. deren Eltern Sinn zu machen. Die wirtschaftliche Entwicklung hatte dazu geführt, dass auch für Bauernkinder zunehmend Karrieremöglichkeiten in der Verwaltung, dem Schuldienst und als Lohnarbeiter bestanden.

Das Beispiel Frankreich legt es nahe, deutlicher als Anderson das tut, zwischen Nationalismus als politischem Projekt von Eliten und der Herausbildung einer homogenen nationalen Kultur zu unterscheiden. Anderson behandelt im wesentlichen den ideologischen Nationalismus und

scheint einen gewissen Automatismus anzunehmen, der von einem selbstverständlichen Gelingen des Projektes des politischen Nationalismus ausgeht. Wie Weber jedoch zeigt, war selbst in der "Modellnation" Frankreich kulturelle Homogenisierung keine notwendige, und auch keine unmittelbare, Folge von politischem Nationalismus. Die Entstehung einer Nation war vielmehr ein langwieriger und kontingenter historischer Prozess. Dessen Gelingen hängt, wie uns das Beispiel Frankreichs lehrt, von einer Reihe von Faktoren ab, die über das Programm der Nationalisten im engeren Sinne hinausweisen. nämlich erstens von dem hinreichenden Funktionieren des Staates, und zweitens von der Durchsetzung kapitalistischer Marktverhältnisse bzw. eines nationalen Marktes. Weiterhin legen Webers' Untersuchungen es nahe, die Anderson'sche Phaseneinteilung zu nuancieren. "Offizieller Nationalismus" war nicht nur ein "Prozess reaktionärer sekundärer Modellbildung" (Anderson 1983: 83) der europäischen Dynastien des 19. Jahrhunderts. Spätestens seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert ist Nationalismus vielmehr ein Element aller Staaten. Er geht vom Staat aus, und dient den Interessen des Staates (Anderson 1983: 143).

ii. Nationale Identität als politisches Projekt afrikanischer Unabhängigkeitsbewegungen und unabhängiger afrikanischer Staaten

Andersons vierte Phase des Nationalismus ist der antikoloniale Nationalismus der asiatischen und afrikanischen Unabhängigkeitsbewegungen seit dem Ende des Ersten Weltkrieges. Dieser übernahm von dem amerikanischen Modell zwei Elemente: dass er auf europäischen Sprachen und auf dem Zusammengehörigkeitsgefühl einer kolonialen Verwaltungselite beruht. Von dem europäischen Intellektuellennationalismus übernahm er dessen glühenden Populismus, und von dem offiziellen Nationalismus der europäischen Staaten des späten 19. Jahrhunderts ein ganzes Arsenal von Maßnahmen: die Einführung eines symbolischen Repertoires, das von der Fahne über die Nationalhymne zur Erfindung protonationaler Heroen reichte, Grundschulausbildung, Straßenbau.

Grundlegend für die Formierung von nationalistischen Eliten in den Kolonien war das moderne Schulsystem, das, zusammen mit der kolonialen Armee, zur eigentlichen Produktionsstätte des Nationalismus wurde. Dieses Schulsystem beruhte auf einer " in hohem Maße rationalisierten, stark zentralisierten Hierarchie, die analog zu der Kolonialverwaltung selbst strukturiert war". Es beruhte auf einheitlichen Schulbüchern, standardisierten Diplomen, der regelmäßigen Abstufung von Altersgruppen und Klassen und schuf damit eine in sich abgeschlossene, kohärente Erfahrungswelt (Anderson 1983: 109ff.). Ähnlich wie der koloniale

Verwaltungsapparat selbst hatte dieses Schulsystem eine geographische Struktur mit einer abgestuften Pyramide von Primär- und Sekundärzentren, in diesem Falle Schulstufen: die Grundschule im Hauptort der Gemeinde, die Mittelschule in der Provinzhauptstadt, das Gymnasium in der Hauptstadt der Kolonie zwangen Alterskohorte nach Alterskohorte mit wachsender Schulstufe in immer weiträumigere Kommunikationszirkel, die aber an den Grenzen der Kolonie i.d.R. haltmachten. Egal woher sie kamen, die Schüler lasen in den Schulen die gleichen Bücher, verwandten das gleiche Unterrichtsmaterial, betrachteten die gleichen Karten. Nach Ablauf ihrer Schulzeit verfolgten die Absolventen oft -- im frankophonen Afrika praktisch immer -- Karrieren in der Kolonialverwaltung. Die dabei üblichen regelmäßigen Versetzungen von Dienstort zu Dienstort ließen sie in einem ganz realen Sinne die Kolonie als Verwaltungseinheit erfahren.

Die politische Unabhängigkeit der afrikanischen Staaten war dann, in einem soziologischen Sinne, nichts anderes als die Übernahme auch der Führungspositionen des kolonialen staatlichen Verwaltungsapparates durch die Absolventen (oft die erste Generation von Absolventen) des kolonialen Schulsystems. Insofern ist für das Afrika der 1960er Jahre, und hier insbesondere wieder das frankophone Afrika, der Begriff der Elite deckungsgleich mit den Schulabsolventen (Grohs 1967). Einmal im Besitz des Staatsapparates, definierten die Eliten der unabhängigen afrikanischen Staaten, ähnlich wie ihre Vorläufer in den beiden Americas und in Europa, die Vollendung der Nation – deren Grundlagen schon in kolonialer Zeit gelegt worden waren -- als ein zentrales politisches Projekt. "*Nation-building*", so stimmten auch die zeitgenössischen europäischen und amerikanischen Theoretiker der Modernisierung bei, stand in den 1960er Jahren auf der politischen Tagesordnung (Organski xxx).

Rufen wir uns nochmals die einzelnen Vektoren der nationalen Integration in Erinnerung, die wir für Europa und Amerika angesprochen haben, so lassen sich diese grob in drei Gruppen einteilen (**Folie 4**): Zum einen handelt es sich um Maßnahmen, die vom Staat mit dem ausdrücklichen Ziel der nationalen Integration unternommen werden. Ein zweites Bündel betrifft Maßnahmen, die eher anderen Zwecken dienen, aber indirekt auch der nationalen Integration zugute kommen. Drittens schließlich handelt es sich um autonome Prozesse, die weitgehend außerhalb des Einflusses des Staates zustande kommen. Natürlich ist diese Einteilung nur grob, und es gibt viele Einzelprozesse, die sich nicht eindeutig zuordnen lassen. Nicht zuletzt ist hier die Natur des politischen Regimes von Bedeutung: Viele der auf der Folie unter "autonome Prozesse" vermerkten Einträge betreffen Entwicklungen, für die sich der Staat

während der Phase der marxistisch-leninistischen Regimes, die viele Staaten Afrikas in den 1970er und 1980er Jahren kannten, durchaus zuständig fühlten. Dennoch erlaubt es uns eine solche Typologie, das afrikanische Material sozusagen auf Parallelen zu außerafrikanischen Entwicklungen abzufragen. Das werde ich hier jedoch nur punktuell machen können, weil dies erstens die Zeit nicht erlaubt, und weil zweitens die Forschungslage, wie gesagt, sehr rudimentär ist.

Zu den vom Staat unternommenen, direkten Maßnahmen gehörten die Produktion einer nationalen Symbolik, wie Fahne, Nationalhymne und Nationalfeiertag, die natürlich alle afrikanischen Staaten aufweisen.

Ein interessanter Einzelaspekt in vielen afrikanischen Staaten war der Wahl des Landesnamens. Manche der unabhängig gewordenen afrikanischen Regierungen änderten den Namen der Kolonien, da er allzu starke koloniale bzw. eurozentristische Konnotationen hatte. Dies betraf zum Beispiel den Namenswechsel von Goldküste zu Ghana. Das Pikante an dem neugewählten Namen ist, dass er zwar auf ein mittelalterliches afrikanisches Reich verweist, dass dieses Reich aber viel weiter nördlich lag als das heutige Ghana, nämlich in etwa auf dem Staatsgebiet des heutigen Mali. Die Übernahme des Namens eines der lokalen Königtümer, etwa des Königreiches von Aschanti (*asante*), verbot sich allerdings, da sich viele Koloniewohner nicht in diesem Namen wiedererkannt hätten. Ein ähnliches Problem stellte sich in der französischen Kolonie Dahomey, deren Referenz das vorkoloniale Reich Danxome war, das von den Franzosen bis 1894 erobert wurde. Die Kolonie umfasste auch weite Gebiete im Norden, die historisch nicht zu Danxome gehört hatten. Spricht man dort, im "*hinterland*" von Dahomey, wie die Franzosen zu sagen pflegten, von *dahoméens*, sind explizit die Bewohner nur der südlichen Kolonie gemeint. 1974 beschloss daher die damalige marxistisch-leninistische Regierung, den Namen im Interesse der nationalen Integration zu ändern. Bei der Suche nach einem neuen Staatsnamen stieß man auf den Namen "Benin". Dieser bezeichnete ursprünglich ein vorkoloniales Reich im heutigen Nigeria, dem Nachbarland von Benin, und hatte später auf europäischen Karten der Küste ihren Namen gegeben. Mit Dahomey hatte der Begriff historisch gar nichts zu tun. Er hatte aber, ähnlich wie der Name Ghana, den Vorzug der politischen Neutralität. Als dann noch das Gerücht aufkam, auch die Regierung des benachbarten Togo überlege sich, diesen Namen als Staatsnamen anzunehmen, beschleunigte das den Dahomeyer Entscheidungsprozess ungemein.

Komplexer war die Entwicklung einer nationalen Mythologie, die zur Aufgabe der nationalen Geschichtsschreibung wurde. Ähnlich ihren Kollegen im Europa des 19. Jahrhunderts, sahen es die Historiker etwa der sogenannten Schule von Dar-es-Salam es als ihre Aufgabe an, "den

Prozess... der "*nation-building*" in Tansania aktiv zu unterstützen, indem sie Geschichte als im positiven Sinne 'sinnstiftend' verstanden. Der bekannteste Beitrag dieser Schule war die Neuinterpretation des afrikanischen Widerstandes (gegen die Kolonialherrschaft, T.B.): Einzelaktionen des Protestes in Ostafrika und vor allem der große Maji-Maji-Aufstand wurde als wahre nationale Erhebungen und als Vorläufer des späteren Nationalismus gesehen, ihre Hauptträger und Streiter als (nationale, T.B.) Helden gefeiert" (Harding 1994: 78). Doch nicht nur in Tansania, sondern überall in Afrika waren Historiker "auf der Suche nach einer Nation", wie Kritiker es nannten (vgl. Denoon & Kuper 1970).

In der Republik Benin erinnern überall öffentliche Monumente und Straßennamen an Bio Guera und dessen Revolte gegen die Franzosen. Zusammen mit Behanzin, dem letzten unabhängig regierenden König von Dahomey, hat er einen herausragenden Platz im Ruhmestempel der Beniner Nationalhelden. Bio Guera war ein Mitglied der lokalen Aristokratie im Norden der heutigen Republik Benin, der Ressentiments gegen die Franzosen hegte, die ihn seiner traditionellen Position beraubten. 1916 geriet er, zusammen mit anderen Aristokraten, die ähnliche Ressentiments hegten, durch eine Verkettung von Umständen in einen größeren Konflikt mit den Kolonialherren, und wurde schließlich getötet. Es ist völlig unwahrscheinlich, dass Bio Guera in diesem Konflikt ein Bewusstsein davon hatte, die Bevölkerung Dahomeys oder noch abstrakter: sein "Vaterland", gegen die Übergriffe der Kolonialisten zu verteidigen. Die spätere Beniner Geschichtsschreibung hat in ihm jedoch einen frühen Nationalisten gesehen, als den ihn heute jedes Kind in Benin kennt. Der Punkt dabei ist, dass ein togolesisches Kind diesen Namen kaum kennt, ebenso wenig wie ein nigerianisches, nigrisches oder ein burkinabesisches, um die vier Nachbarländer Benins zu nennen (**Folie 5**). Die nigerianischen Schulkinder kennen dagegen die Geschichte von Mungo Park und seinen Tod im Nigerfluss

Genauer gesagt, kennt Bio Guera in Benin jedes Schulkind. Ich bin zu Beginn dieses Vortrags auf die große Bedeutung der Schule für die nationale Integration Frankreichs im 19. Jahrhundert eingegangen. Ich habe dann die Bedeutung der Schule für die Entstehung einer nationalistischen Elite in Afrika erwähnt, die bei der Unabhängigkeit den kolonialen Staatsapparat übernahm. Es lässt sich jetzt die Frage formulieren, ob auch nach Erreichen der Unabhängigkeit in den afrikanischen Staaten die Schule weiterhin als Modernisierungsagent fungiert und ob es gelungen ist, die enge soziale Basis des antikolonialen Nationalismus auszuweiten.

Eine Rolle der Schule bei der Förderung der nationalen Integration lässt sich auf vier Gebieten vermuten: dem der sprachlichen Integration, dem der Schaffung eines homogenen Erfahrungsraumes, dem der Schaffung sozialer Netze, dem der Thematisierung der Nation.

Sprachliche Integration: In Benin werden über dreißig verschiedene Sprachen gesprochen, vier davon haben überlokale Bedeutung. Die Verwaltungssprache blieb auch nach der Unabhängigkeit weiterhin Französisch, eine Sprache, die ähnlich wie der Staatsname, ethnisch neutral ist. In dieser Sprache wird auch auf allen Stufen des modernen Systems unterrichtet, bis hin zu der in den 1970er Jahren gegründeten nationalen Universität.

Schule als homogener Erfahrungsraum: Hiermit ist der Punkt gemeint, der schon in bezug auf die koloniale Schule herausgestellt wurde: Die Schule als homogener Erfahrungsraum für aufeinanderfolgende Alterskohorten, die alle nach den gleichen Lehrplänen unterrichtet werden, die gleichen Bücher lesen, darunter auch die nationaler Autoren, die gleichen Karten anschauen, die gleichen Lieder singen, die gleichen Gedichte über die gleichen nationalen Helden auswendig lernen müssen. Die Schule vermittelt national vereinheitlichte Wissensbestände, die sich zumindest partiell von den Wissensbeständen der Nachbarländer unterscheiden. So wird in Benin für die gesamten sechs Jahre der Grundstufe ein einheitliches Lesebuch benutzt, das – unter dem Titel: "Die Abenteuer von Finagnon" (*Les aventures de Finagnon*) -- verschiedene Episoden aus dem Leben eines kleinen beninischen Jungen beschreibt. Ein ähnliches Lesebuch wurde in den 1950er Jahren von dem späteren Staatspräsidenten Senghor verfasst und dort bis heute verwendet. Der Held dieses senegalesischen Lesebuches ist ein kleiner Hase, Leuk. Es scheint mir unbestreitbar, dass – ganz unabhängig von den gelernten Inhalten, die übrigens in beiden Schulbüchern etwa die gleichen sein dürften – diese Homogenität der Erfahrungen ein mächtiger Faktor der nationalen Integration ist. Eine ähnliche, latente Funktion dürfte auf höheren Schulstufen die Behandlung von jeweils nationalen Autoren, die Teil eines nationalen Literaturkanons sind, im Französischunterricht haben.

Schule als Ort der Bildung sozialer Netze. Darüber hinaus ist auffallend, in welchem hohem Ausmaße soziale Netzwerke in Benin heute, wie übrigens auch schon in den 1950er und 1960er Jahren, durch gemeinsamen Schulbesuch begründet werden. Anders als das Klischee des ethnisch zerrissenen Afrikas es will, konkurriert diese Solidarität der gemeinsamen Erfahrung in einer Institution, die Solidarität der "*camarades de classe*" mindestens gleichwertig

mit der Solidarität, die auf gemeinsamer regionaler Zugehörigkeit beruht. Dies merkt man immer dann, wenn man mit einem Beniner eine Behörde aufsucht und sich der Beniner Freund auf dem Weg zur Behörde überlegt, wen er dort kennt und wen er dort ansprechen könnte, um sein Anliegen vorzutragen. (Diese regionalen Zuschreibungen sind, das sei hier nur am Rande vermerkt, übrigens nicht gleichzusetzen mit ethnischen Identifizierungen.) Zwar lässt sich die Solidarität der Klassenkameraden heute stärker mit einer regionalistischen Orientierung verbinden als zur Zeit der Unabhängigkeit. Denn die Zahl der Schulen hat sich in der Zwischenzeit stark ausgeweitet, und sie sind auch geographisch gleichmäßiger verteilt. Der Besuch der Grundschule ist fast überall in Benin heute in unmittelbarer Nachbarschaft möglich. Dies gilt jedoch zunehmend weniger für die höheren Schultypen und die Universität: zum Besuch der Oberstufe der Gymnasien muss ein Schüler vom Land in eine größere Stadt ziehen, zum Besuch der Universität und anderer Institutionen der tertiären Ausbildung in die Hauptstadt. Und gerade in diesen Institutionen der höheren Bildung werden überregionale und transethnische, eben nationale Netzwerke geschaffen, die ihre Mitglieder auch lange nach Beendigung der Ausbildungszeit immer wieder aktivieren.

Schule als Ort der Thematisierung der Nation: Schließlich ist die Schule auch ein Ort, an dem die Nation ein Thema des Unterrichts selbst ist. Das gilt natürlich in erster Linie für den Geschichtsunterricht, auf dessen Funktion der nationalen Sinnstiftung wir bereits hingewiesen haben. Es gilt aber auch für den Geographieunterricht, der wahrscheinlich eine ähnlich essentialisierende Auffassung der Nation transportiert. Benin existiert, denn es hat Attribute: eine Ausdehnung, ein Relief, ein Klima, eine Bevölkerung, einen Transportsektor, diverse Regionen mit und ohne touristisches Potential, Außenbeziehungen. Es hat vor allem eine eindeutige Form, die jeder Beniner mit Schulausbildung sehr viel besser kennt als der durchschnittliche Deutsche. Denn oft fehlen Karten und Atlanten in den Schulen, sodass es eine wesentliche im Geographieunterricht vermittelte Basisfertigkeit ist, die Karte des Landes mit großer Exaktheit an die Tafel oder ins Heft zeichnen zu können. Der Französischunterricht thematisiert ebenfalls die Nation. Auf den niederen Schulstufen geschieht das vor allem durch die auswendig zu lernenden Gedichte. Ein Beispiel ist das Gedicht "*Discours d'adieu de Béhanzin*", das von den fiktiven Grußworten handelt, die der von den Franzosen abgesetzte König Dahomey vor seiner erzwungenen Exilierung an seine Landsleute richtet, womit wohl-gemerkt alle Bewohner der Kolonie gemeint sind. Das Rezitieren dieses Gedichtes gehört zum Wahlpflichtprogramm der Abschlussprüfung der Grundschule. Auch viele, wenn nicht die meisten der im Schulunterricht gesungenen Lieder haben einen nationalistischen Inhalt.

Und schließlich wird die Nation natürlich auch beim täglichen Fahnenappell im Schulhof thematisiert. (**Folie Gedicht**)

Ob die Schule diese potentielle Rolle der Integration spielt, hängt von zwei Faktoren ab. Zum einen vom Ausmaß des Schulbesuchs. In Afrika südlich der Sahara gibt es nur in drei Ländern Schulpflicht: Südafrika, Simbabwe und Malawi. Aber auch ohne allgemeine Schulpflicht gehen heute in Benin etwas über zwei Drittel der Kinder (68 %) der entsprechenden Altersgruppe zumindest in die sechsjährige Grundschule. (Weiterführende Schulen besuchen 28 % der betroffenen Altersgruppe.) Dahinter verbergen sich allerdings große regionale und soziale Unterschiede: der Schulbesuch ist höher bei Jungen als bei Mädchen, und höher in der Stadt auf dem Land. Das bedeutet mit anderen Worten, dass sich auch ohne Schulpflicht, also ohne staatlichen Zwang, bei Jungen in der Stadt der Schulbesuch mittlerweile der 100%-Marke nähert. Zum zweiten erinnern wir uns der These Webers, dass die Rolle der Schule bei der nationalen Integration im Kontext gleichlaufender Entwicklungen gesehen werden muss. Hier will ich nur kurz auf die Entwicklung des Straßennetzes eingehen, die ich – für das Nachbarland Nigeria – auf einer Karte verdeutlichen will (**Karte**). Die hier verdeutlichte Verdichtung des Straßennetzes muss im Zusammenhang gesehen werden erstens mit der rapiden Urbanisierung der Region: während in Westafrika um 1960 nur 13 % der Bevölkerung in Städten lebten, sind es derzeit annähernd die Hälfte, mit weiterhin ansteigender Tendenz. Zweitens mit der Entwicklung eines nationalen Gütermarktes, etwa für Agrarprodukte. Und drittens mit der hohen Arbeitsmigration zwischen verschiedenen Landesteilen, nicht nur vom Land in die Stadt, sondern auch zwischen verschiedenen ländlichen Gebieten. Einen weiteren Faktor der nationalen Integration stellte schließlich die Entwicklung nationaler Mediensysteme dar. Dies betrifft insbesondere das nationale Radio, das in allen großen Sprachen des Landes sendet. Seine Rezeption ist daher, anders als die der geschriebenen Presse und des Fernsehens, nicht durch die Verbreitung der Französischkenntnisse in der Bevölkerung beschränkt.

iii. Die Entstehung von nationalen Alltagskulturen in afrikanischen Staaten

Ich habe eingangs behauptet, dass sich, weitgehend autonom von staatlichem Handeln, in afrikanischen Ländern seit der Unabhängigkeit Ansätze von nationalen kulturellen Stilen herausgebildet haben, z. B. in der Musik, aber auch im Bauen, der Kleidung, dem Essen, der Sprechweisen. Herausgebildet hat sich auch die Vorstellung von der Existenz nationaler Literaturen, etwa einer Kameruner Literatur, die von einer senegalesischen unterscheidbar ist,

obwohl beide auf französisch verfasst sind. Interessant wäre auch die Untersuchung gegenseitiger nationaler Stereotypen in Afrika. So gelten die Ruander als zurückhaltend und verschlossen, die Kongolesen als direkter und ausgelassener.

Mit diesem Thema der Herausbildung von Nationalkulturen, sowohl hoher Kultur wie auch Alltagskultur, betreten wir allerdings definitiv Neuland der Forschung. Ich muss mich daher auf einige Hypothesen beschränken, die auf Impressionen während meiner Afrikaaufenthalte beruhen. Erstens beobachte ich, dass sich vor dem Hintergrund der massiven Kommerzialisierung der Agrarproduktion Ansätze von nationalen „Küchen“ herausgebildet haben. So wie es eine deutsche und eine französische Küche gibt – ohne dass die Grenzen hier ganz scharf und eindeutig seien – so gibt es auch unterscheidbar eine senegalesische, eine beninische, eine zentralafrikanische Küche. In der zentralafrikanischen Republik beispielsweise ist das Grundnahrungsmittel, das bei keiner Mahlzeit fehlt, der Maniok in Klobform. Im Senegal ist es der Reis – der übrigens im Senegal kaum angebaut wird. Ich kenne Beniner, die ihren Aufenthalt im Senegal vor allem deshalb so penibel fanden, weil sie jeden Tag nur Reis zu essen fanden, während sie eine Küche, die grundsätzlich auf der Basis von Maniokklößen besteht, definitiv als ebenso einseitig ansähen. Und die gebratenen Insekten und gekochten Würmer, die in der zentralafrikanischen Republik als Delikatesse gelten und während mehrerer Monate im Jahr den Rindfleischmarkt stillstehen lassen, finden die meisten Beniner mindestens ebenso abseuerlich wie der durchschnittliche Europäer. In der Beniner Küche wiederum hat sich in den letzten Jahren der gestampfte Yams als gehobene Restaurantspeise in allen Landesteilen durchgesetzt. Ursprünglich gehörte er zu regionalen Küche des Nordens. Benin hat übrigens eine weitaus dynamischere Restaurantszene als das Nachbarland Niger im Norden – wie jeder Grenzübertritt unmittelbar deutlich macht.

Betrachten wir die Kleidung. In Benin hat sich die *bomba* als eine nationale Standardbekleidung für Männer durchgesetzt. Darunter verstehen Beniner eine weite Hose und ein darüber getragenes, meist kurzärmeliges Hemd, die aus bunt bedruckten Stoffen von lokalen Kleidern hergestellt werden. Diese Stoffe wurden früher aus Südostasien importiert, werden zum Teil heute aber auch im Land hergestellt. Diese Bomba wurde im Süden getragen, hat aber heute ihre regionale Konnotationen weitgehend verloren. Ein ähnliches Kleidungsmodell gibt es auch in den Nachbarländern, doch unterscheiden sich die Präferenzen für die aufgedruckten Farben und Formen zum Teil sehr deutlich. Ein Kleidungsstück aus Kente-Stoffen beispielsweise stammt eindeutig – wie jeder Beniner feststellen würde -- aus Ghana. Ähnliche Unterschiede gibt es in der Frauenbekleidung: Beniner Frauen ordnen unterschiedliche Farben, Formen und Schnitte zum Teil eindeutig unterschiedlichen Nationen zu.

Auch in der afrikanischen Musik gibt es ganz offensichtlich Stile, die eindeutig national zuzuordnen sind.

iv. Fazit

Welches Fazit können wir nun in bezug auf den sogenannten *nation-building*-Prozess in afrikanischen Staaten ziehen? Die Lage ist unübersichtlich, wenn wir den ganzen Kontinent im Auge haben. Auf der einen Seite gibt es Staaten, in denen jede staatliche Zentralgewalt zusammengebrochen ist, etwa in Liberia, Sierra Leone oder Somalia. Dem stehen am anderen Extrem Staaten gegenüber, die eine relativ hohe politische Stabilität und gefestigte nationale Identitäten aufzuweisen scheinen, wie etwa Ghana, Mali, Benin oder auch Südafrika. Ein ganz bemerkenswertes Beispiel für eine anscheinend feste nationale Identität, die sich in aller kürzester Zeit entwickelt hat, ist Gabun. Auf dem Territorium des heutigen Gabun befand sich vor einhundert Jahren keine einzige zentralisierte politische Einheit, die als Fokus einer modernen staatlichen Identität hätte dienen können. Während der Kolonialzeit war Gabun eine bloße Untereinheit des französischen Kongo (ab 1910 AEF genannt) mit der Hauptstadt Brazzaville. Seine Grenzverläufe richteten sich nach den am einfachsten zu identifizierenden geographischen Strukturen, nämlich den Einzugsgebieten der großen Flüsse. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts hat sich das entstehende gabunesische Nationalbewusstsein mindestens ebenso sehr aus dem Ressentiment gegen die Beherrschung durch Brazzaville wie aus dem gegen die koloniale Metropole Paris genährt. Die historisch ersten Träger dieses Ressentiments waren nicht die afrikanischen Einwohner, sondern die französischen Kolonialbeamten.

Es erscheint mir bemerkenswert, dass auch in den vielen gewalttätigen Konflikten, die Afrika seit der Zeit der Unabhängigkeit kannte, die internationalen Grenzen nur sehr selten in Frage gestellt wurden. Es gab und gibt in Afrika kaum secessionistische Bewegungen. Eine Ausnahme, aber eben Ausnahme, war Ostnigeria, das sich in den 1960er Jahren unter dem Namen Biafra von der nigerianischen Föderation abspalten wollte, eine weitere war die Katanga-Rebellion im östlichen Zaire. Der Biafrakrieg hat das nigerianische Nationalgefühl definitiv gefördert. In den vielen Bürgerkriegen, die Afrika kennt, geht es den *warlords* vielmehr darum, sich aus dem existierenden Staatsgebiet sozusagen einen Teil herauszuschneiden, um dort ungestört Renten aneignen zu können, etwa durch Ausbeutung der Diamantenvorkommen in Sierra Leone. Der Bürgerkrieg in Somalia hatte nicht das Ziel, andere Nationen als die somalische zu schaffen, oder die politischen Grenzen anders zu ziehen, etwa auf einer "ethnischen"

Grundlage. Er war vielmehr der Ausdruck von Rivalitäten verschiedener Klans (also nicht: Ethnien) innerhalb Somalias. Dass der Staat zusammenbrach, verhinderte nicht die Existenz einer *cybercommunity* von Exilsomaliern, die im Internet die Idee der kulturellen Einheit der somalischen Nation aufrechterhalten (persönliche Mitteilung T. Geider). Weniger dramatisch, aber im Grund vergleichbar, sind die jüngsten Vorgänge in der Elfenbeinküste, wo eine intensive Debatte um die "*ivorité*", also die nationale Identität geführt wird. Auch hier geht es nicht darum, dass sich einige Gruppen von anderen abspalten und sich mit ihren ethnischen Brüdern auf der anderen Seite der Staatsgrenzen in einem ethnisch homogenen Staat zusammenschließen wollen. Es geht in dieser Auseinandersetzung – die selbstverständlich auf Französisch geführt wird – vielmehr um den Platz der einzelnen Gruppen innerhalb der Nation (Chauveau 2000). Auch hier wird die Idee des Nationalstaates also grundsätzlich vorausgesetzt.

Das Grundproblem des *nation-building* in Afrika scheint mir daher weniger darin zu liegen, dass übermächtige, gleichsam naturhaft vorhandene primordiale Orientierungen, also die Zurechnung zu Familie, Klan oder Ethnie, verhindern, dass ein Nationalbewusstsein entsteht. Das wesentliche Problem liegt meiner Auffassung nach in den Funktions- und damit auch Legitimitätsdefiziten vieler afrikanischer Staaten. Es ist sicher kein Zufall, dass eine, betrachtet man die Ausgangsbedingungen, so unwahrscheinliche nationale Identität wie die gabunesische in einem Staat entstanden ist, der aufgrund seiner Erdöleinnahmen zu den wohlhabendsten des ganzen Kontinents gehört. Gellner spricht ironisch davon, dass der moderne Nationalstaat einen "Bestechungsfond" benötige, um seinen Bürgern eine Reihe von Zumutungen schmackhaft zu machen. Dieser Bestechungsfond scheint in Gabun relativ intelligent eingesetzt worden zu sein, bei allen Defiziten der gabunesischen Demokratie. Um es etwas weniger abwertend zu formulieren: In Europa, so haben wir gesehen, entwickelte sich der moderne Nationalismus in Symbiose mit dem modernen Staat, auf der Basis von Leistung und Gegenleistung. Den Ansprüchen des Staates an den Bürger, Steuern zu zahlen, evtl. Wehrdienst zu leisten, sich an die Regeln zu halten, stehen auch Leistungen des Staates im Sinne eines Sozialkontraktes gegenüber: der Staat gewährt Sicherheit, im Sinne von Rechtssicherheit und sozialer Sicherheit. Er stellt Infrastruktur – Straßen, Schulen, Krankenhäuser, etc. – bereit. Dies verleiht der Idee der Nation als einer "Gemeinschaft" mindestens ebenso sehr Plausibilität wie gemeinsame Kultur, Geschichte, Sprache. Ein Verfassungspatriotismus kann sich nur schlecht entwickeln, wenn Mitbürger und Politiker die Gesetze nicht respektieren oder diese Gesetze wegen der Schwäche des Staates nicht durchgesetzt werden können.

Wegen der Schwäche der Staatsapparate, dem Fehlen grundlegender staatlicher Leistungen, der fehlenden Organisationsmacht entwickeln sich vielerorts in Afrika die Nationen nur in Ansätzen zu Vertrauens- und Solidargemeinschaften. Afrikanische Gesellschaften sind daher in hohem Maße *low-trust societies*, in denen die Ordnungsfunktionen durch parastaatliche Institutionen erfüllt werden. Diese Schwäche der Staatsapparate wird übrigens, das sei hier nur am Rande vermerkt, durch die Entwicklungshilfe eher verstärkt.

Die Schwäche afrikanischer Staaten korrespondiert andererseits, auch das wird oft nicht gesehen, mit der relativen Seltenheit von interstaatlichen Kriegen. Gewaltsame Konflikte sind in Afrika viel häufiger vom Typ des Bürgerkriegs als vom Typ des zwischenstaatlichen Krieges. Dies führt mich zu einer weiteren Beobachtung. Wir wissen, wie sehr sich in Europa nationale Identitäten in direkter Opposition zu den Identitäten anderer Nationen entwickelten. Für die Entwicklung des deutschen Nationalbewusstseins im 19. Jahrhundert war die Idee einer "Erbfeindschaft" mit Frankreich konstitutiv. Der frühe afrikanische Nationalismus entwickelte sich in der Auseinandersetzung mit der Kolonialherrschaft. Nach Erringen der Unabhängigkeit ist den afrikanischen Nationalisten jedoch in gewisser Hinsicht der Gegner abhanden gekommen. Die Entwicklung einer beninischen, oder ghanaischen, oder nigrischen Identität beruht auf keiner Erbfeindschaft, auf keiner binären Opposition mit einem der Nachbarländer. In vielen afrikanischen Sprachen scheint die Zugehörigkeit zu einem Land mit dem gleichen Begriff bezeichnet zu werden wie andere regionale oder ethnische Zugehörigkeiten, durch Verwendung des Syntagmas "ein Mann aus..." bzw. "die Erde von...". So sagt man zum Beispiel in der in Nordbenin gesprochenen Version der Fulfuldesprache für Benin: "*leydi bene*" – wörtlich "die Erde von Benin", genauso wie man auch die Stadt Kandi, mit "*leydi kandi*" bezeichnet. In der im Niger gesprochenen Zarma-Sprache heißt der Niger: "*nizer laabu*" – wörtlich: "die Erde von Niger", so wie man auch "*nyame laabu*" – "die Erde von Niamey, also die Stadt Niamey, sagen kann. Ein Bewohner des Niger heißt "*nizer boro*", ein Mann des Niger. Die Bezeichnungen für soziale und religiöse Zugehörigkeiten sind dichotom konstruiert sind, nach dem Muster: "arm – reich", jung – alt, Mann – Frau, Gläubiger – Heide. Dagegen funktionieren die Syntagmen für regionale und nationale Zugehörigkeiten nach einer Logik der Verschachtelung: die Zugehörigkeiten sind kontextuell, kombinierbar, ausdehnbar. Die Begriffe für Zugehörigkeit stehen nicht in Opposition zu einem konkreten Gegenbegriff, sondern bedeuten eine Unterscheidung innerhalb einer Gesamtheit: dem Nigrer, dem *boro nizer*, stehen die Bewohner aller anderen Länder unterschiedslos gegenüber.

Letztlich handelt es sich bei der Frage nach dem bisherigen Erfolg des *nation-building* in Afrika um eine Frage des Typs: Ist das Glas halb leer, oder ist es halb voll? Eine Antwort wird vor allem auch davon abhängen, mit welchen Ländern in Afrika der Forscher sich besonders gut auskennt. Ein Experte zu Ghana oder Benin wird sicher das Glas eher als halbvoll bezeichnen, ein Sudanexperte als halbleer, wenn nicht fast ganz leer. Die oft gehörte These vom Scheitern der Nationsbildung in Afrika halte ich aber für weit überzogen. Sie ist Ausdruck eines weitverbreiteten, stereotypen Afropessimismus, dem ich hier ein Stück Afro-Optimismus entgegensetzen wollte. Der Nationsbildungsprozess ist ein kontingenter, langwieriger historischer Prozess, dessen Gelingen nicht a priori gesichert ist. Das ist in Afrika nicht anders als in Europa. Ob er gelingt, wird nicht zuletzt davon abhängen, ob und welche Zukunft der Nationalstaat weltweit haben wird; möglicherweise – aber ich bin mir da nicht ganz so sicher – neigt sich seine Epoche dem Ende zu.

Literatur

Anderson, Benedict 1983.

Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism, London: Verso.

Denoon, D. & A. Kuper 1970.

Nationalist Historians in search of a nation: The "new historiography" in Dar es Salaam, *African Affairs* 69, 277: 329 – 349

Gellner, Ernest 1983.

Nationalismus und Moderne. Berlin, Rotbuch

Grohs, Gerhard 1967.

Stufen afrikanischer Emanzipation. Studien zum Selbstverständnis westafrikanischer Eliten. Stuttgart u.a.: Kohlhammer

Olivier de Sardan, Jean-Pierre 1987.

Identité nationale et identités collectives, in: Terray, Emmanuel (éd.), *L'État contemporain en Afrique*, Paris, L'Harmattan: 175 - 185

Pourtier, R. 1987.

Encadrement territorial et production de la nation. Quelques propositions illustrées par l'exemple du Gabon, in: Terray, Emmanuel (éd.), *L'État contemporain en Afrique*, Paris, L'Harmattan: 341 - 358

Ranger, T.O. 1970.

The "new historiography" in Dar-es-Salaam: An answer, *African Affairs* 70, 278: 50 - 61

Weber, Eugen 1976.

Peasants into Frenchmen. The Modernisation of Rural France, 1870 – 1914. Stanford, Ca.: Stanford University Press.

Wehler, Hans-Ulrich 1994.

Nationalismus und Nation in der deutschen Geschichte. In: Helmut Berding (Hg.), *Nationales Bewusstsein und kollektive Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewusstseins in der Neuzeit*, Bd. 2 (stw 1154), Frankfurt: Suhrkamp, 163 – 175.